

Zeitschrift: Versants : revue suisse des littératures romanes = Rivista svizzera delle letterature romanze = Revista suiza de literaturas románicas

Herausgeber: Collegium Romanicum (Association des romanistes suisses)

Band: 1 (1981)

Artikel: Rätoromanische Literatur heute : zur Charakteristik einer schweizerischen Randliteratur

Autor: Camartin, Iso

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-248352>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.05.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

RÄTOROMANISCHE LITERATUR HEUTE

Zur Charakteristik einer schweizerischen Randliteratur

Nach aussen wie nach innen wird eine kleine Literatur, oft auch als Minderheiten- oder Randliteratur bezeichnet, von anderen Gesetzmässigkeiten bestimmt als die Literatur einer grossen und einflussreichen Kultursprache. Schon die quantitative Dimension der literarischen Wirklichkeit, wozu man nicht bloss in einer soziologischen Perspektive sowohl die literarische Produktion wie ihre Rezeption zählen wird, ist nicht ohne Folgen für die tatsächlich gewählten Formen und Inhalte einer kleinen Literatur. Nur etwas blinde Anhänger einer autonomen Individualpoetik werden die strukturellen Auswirkungen einer marginalen Sprache auf die in ihr gestaltete literarische Welt übersehen wollen.

Freilich ist mit dieser Feststellung noch nichts über den Wert einer Literatur vorentschieden. Literarische Qualität ist keine proportionale Konstante zum Geltungsbereich einer Sprache. Allerdings wehren sich oft Vertreter kleiner Literaturen gegen die Bezeichnung «Minderheitenliteratur» so allergisch, als wäre diese Bezeichnung für sie mit «minderwertig» deckungsgleich. Von seiten der Grossliteratur gibt es gegenüber Minderheitenliteraturen den etwas grundsätzlichen Verdacht, da erhebe jemand eher aus politisch-zivilisatorischen Motiven als aus qualitativen literarischen Notwendigkeiten Anspruch auf Beachtung. Nicht selten tragen aber die Minderheiten selbst die Hauptschuld an diesem Argwohn: es fällt ihnen nämlich sehr schwer, bei der Darstellung der eigenen literarischen Verhältnisse auf das an den Grossliteraturen genommene Mass zu verzichten. Das gerade in der Schweiz peinlich befolgte Repräsentationsprinzip führt zudem häufig dazu, dass Autoren von Minderheiten auch dann bemüht werden, wenn sie zur sachlichen Problematik nichts nennenswertes beizutragen haben. Bloss formale Repräsentanz wirkt sich langfristig nachteilig aus. Im Interesse der Minderheit liegt es, die Lust nach dem kleinen Kränzchen im Kampf um literarische Lorbeeren zurückzudämmen und dafür der Erkenntnis in die besonderen Bedingungen der eigenen Literatur einen Weg zu bahnen. Um diese Erkenntnis soll es im Folgenden gehen.

In einem ersten Abschnitt werden einige *Fakten*, die das gegenwärtige literarische Leben der Rätoromanen bestimmen, kurz vorgestellt. Darauf soll anhand einiger Beispiele auf die *inneren Bedingungen* gegenwärtigen literarischen Schaffens hingewiesen werden. Schliesslich sollen einige *typologische Merkmale* analysiert werden, die über den Fall der Rätoromanen hinaus für Minderheitenliteraturen von Bedeutung sind. Der hier mögliche Rahmen erfordert selbstverständlich ein selektives Verfahren in der Diskussion der wesentlichen Fragen. Er gebietet auch, das literarische Leben der Rätoromanen ausserhalb der Schweiz, in den ladinischen Dolomittälern und in Friaul, ausser Acht zu lassen.

I

« Statusfragen » darf man gewiss nicht überbewerten, aber im Bewusstsein von Angehörigen einer Minderheit spielen sie keine geringe Rolle. So ist auch das, was eigentlich eher zur « literarischen Infrastruktur » als zur eigentlichen Literatur gehört, nicht ohne Belang für die literarische Selbsteinschätzung. Als darum 1979 die langerwartete Literaturgeschichte des Zürcher Romanisten Bezzola¹ erschien, sah sich eine breite Öffentlichkeit zum ersten Mal einer Fülle von historisch-literarischen Informationen gegenüber, welche bisher nur wenigen Fachleuten zugänglich waren. Dieses Alterswerk von Bezzola, in mehr als zehnjähriger Arbeit im oberengadinischen Idiom verfasst, dürfte in heutiger Zeit ein Unikum sein: jene literar-historischen Enzyklopädisten werden wohl immer seltener, die sich auf 1000 Druckseiten eine Gesamtdarstellung von den Anfängen bis zur Gegenwart einer bestimmten Literatur zutrauen, auch wenn es sich dabei um die einer (hier allerdings in mehreren Idiomen schreibenden) Kleinsprache handelt. Das Werk wurde dann auch gleich zum wichtigsten Arbeitsinstrument für den Literaturunterricht der höheren Gymnasialstufe und an der Universität, im übrigen eine der wenigen Ebenen, auf der die Spaltung des Rätoromanischen in mehreren Idiomen nicht nachteilig, sondern bereichernd sich auswirken kann. Im Ausgang von diesem Grundpfeiler sollen nun von der neugegründeten Konferenz der Rätoromanischlehrer an Bündner Gymnasien zusätzliche literarische Arbeitsmittel (insbesondere eine kritischen Anforderungen genügende Sammlung alter Texte) geschaffen werden, die gelegentlich zur Zulassung des Rätoromanischen als eines Maturitätsfaches beitragen sollen. Den ersten Vorstoss in diese Richtung hat das Erziehungsdepartement des Kantons Graubünden vor kurzem gegenüber Bern bekanntgegeben. Somit wird rätoromanische Literatur zum ersten Mal auch eine Angelegenheit der höheren Kultusbürokratie!

In nicht geringerem Mass profitiert das wissenschaftliche Interesse an der rätoromanischen Literatur von zwei anderen Publikationen der jüngeren Vergangenheit, beide ebenfalls neuartig in ihrer Form. 1977 erschien ein *Bibliographisches Handbuch zur bündnerromanischen Sprache und Literatur, zur rätschbündnerischen Geschichte, Heimatkunde und Volkskultur, mit Ausblicken auf benachbarte Gebiete*, 1978 der Registerband dazu². Für den Literatursoziologen sind die hier verzeichneten, ohne solche systematische Sorgfalt kaum mehr auffindbaren Materialien eine wahre Fundgrube. Auch auf die breit angelegte Studie des amerikanischen Soziologen Billigmeier³ wird er bei der Erforschung der Wechselwirkung zwischen den literarischen Dokumenten und der gesellschaftlichen Wirklichkeit nicht verzichten können. Billigmeier's Buch ist die umfassendste und faktenreichste kultur- und sprachsoziologische Darstellung der Rätoromanen in der Schweiz und deshalb auch für die Analyse ihres literarischen Selbstverständnisses von grosser Aussagekraft.

Für eine Minderheitenliteratur ist die Überschreitung der eigenen sprachlichen Grenzen ein wichtiges Anliegen. An Übersetzungen sättigt sich das Selbstwertgefühl mancher Autoren besser als an der Zustimmung der Leser aus dem eigenen Sprachbereich. Die Sorge um gute Übersetzungen und das sich Abfinden mit schlechten belastet die grossen Literaturen allerdings auch. Die Vereinigung «Quarta Lingua» hat sich unter anderem zum Ziel gesetzt, die rätoromanische Literatur in der deutschsprachigen Schweiz bekannt zu machen. Ihre zu diesem Zweck herausgegebene Anthologie⁴ ist dazu ein guter Ansatz. Der grösste Teil der heute lebenden Schriftstellerinnen und Schriftsteller kommt darin zu ausgewähltem Wort. Die zweisprachige (leider nicht synoptische) Ausgabe ermöglicht dem Leser interessante Einblicke in die Vielfalt der existierenden Idiome und der gegenwärtig in diesen gepflegten Literaturformen. Die Übersetzung als Brücke ist oft auch die Vorbedingung, um Kriterien literarischer Wertung von aussen und im Vergleich mit anderen Sprachen zu erhalten. Übersetzungen legen die Eigenarten der rätoromanischen Literatur aber auch rücksichtslos offen: was in der Originalsprache seine Rettung hat in eigentümlichen Sprachwendungen und idiomatischem Sprachreichtum, in eindringlichen Bildern aus der eigenen literarischen Tradition, in Anspielungen auf Lokales und Regionales, all dies mag in der Fremdsprache seine Besonderheit einbüssen und sich dadurch bedenklich der Banalität nähern.

Doch damit zurück zur internen Situation der rätoromanischen Gegenwartsliteratur⁵. Sie lässt sich wohl am besten anhand der seit 3 Jahren erscheinenden Zeitschrift *Litteratura*⁶ verfolgen. In diesen

vom rätoromanischen Schriftstellerverband herausgegebenen Heften liegt zum ersten Mal ein repräsentatives Diskussionsforum für die rätoromanische Literatur vor. Jedes Einzelheft enthält einen thematischen Abschnitt, in welchem Grundfragen der Poetologie anhand rätoromanischer Texte diskutiert werden. Ein zweiter Teil umfasst jeweils neue, bisher unveröffentlichte Texte mehrerer Autoren. Darauf folgen Besprechungen und Kritiken aller Neuerscheinungen, die zur rätoromanischen Literatur Bezug haben. Informationen über und Berichte von Tagungen des Schriftstellerverbandes sowie bibliographische Angaben zur Literatur und Literaturkritik beschliessen jeden Halbband. Herausgeber und Redaktion sind bemüht, in der Zeitschrift ein vertretbares Gleichgewicht zwischen Primär- und Sekundärliteratur zu halten. Im Ganzen liefert die Zeitschrift ein buntes Bild einer der Kleinheit des Sprachgebietes zum Trotz vielfältigen Auseinandersetzung mit literarischen Texten. Was nun die belletristischen Neuveröffentlichungen betrifft, so verzeichnen die bisher vorliegenden 3 Jahrgänge 9 in Buchform veröffentlichte Gedichtsammlungen sowie ein gutes Dutzend Bände Prosaliteratur (vor allem Erzählungen, ein Roman). Auf dem Gebiet der dramatischen und der Kinder- und Jugendliteratur behilft man sich trotz einer ganz respektablen Tradition gegenwärtig vor allem mit Übersetzungen aus der deutschen Sprache⁷.

Allerdings wurde das für das einheimische Theaterleben wichtige dramatische Werk des engadinischen Autors Semadeni neu herausgegeben⁸. Auch die Gattung «Hörspiel» führt gegenwärtig ein eher kümmerliches Dasein⁹. Diese Zahlen besagen, dass die literarische Produktion einer Minderheitenliteratur im Gegensatz zu jener einer Grossliteratur leicht überschaubar ist, selbst wenn man die zahlreichen literarischen Gelegenheitsarbeiten schreibfreudiger Rätoromanen mitrechnet, die in Kalendern, Zeitschriften und Zeitungen immer wieder Eingang finden. Diese Überschaubarkeit erlaubt auch, die Charakterisierung des augenblicklichen Zustandes einer Minderheitenliteratur ohne zuviel Unsicherheitsfaktoren vorzunehmen.

II

Für die Analyse der Gegenwartsliteratur im heutigen rätoromanischen Graubünden müssen drei Vorbedingungen kurz erläutert werden. Nur auf diesem Hintergrund lassen sich Eigenheiten anhand von Einzelbeispielen konkret diskutieren.

1. Die traditionelle Nähe zur Volksliteratur bestimmt auch die heutige Literatur in thematischer, struktureller und ideologischer Hinsicht. Bekanntlich zeichnen sich Adressaten, ihr Weltbild

und ihre Erwartungen auch dort in die Texte ein, wo der Autor sie in herrlicher Subjektivität verfasst. Der in der Sprache sich entfaltende Sog der Tradition ist viel unwiderstehlicher, als der solitäre Habitus mancher Autoren es eingestehen mag. Die oft in den Dienst der ideologischen Aufrüstung genommene schöne Literatur hatte bei den Rätoromanen von Anbeginn die Aufgabe, sowohl trivilliterarische Bedürfnisse der allein vorhandenen Leserschaft zu befriedigen, als auch gleichsam die Schönheitsfähigkeit einer Kleinsprache darzutun. Aus diesem Dilemma zwischen Popularitätsrücksichten und künstlerischem Anspruch ist die rätoromanische Literatur nie herausgekommen, auch heute nicht. Dies braucht allerdings nicht nur negative Folgen zu haben. Es gibt genügend Beispiele für besondere literarische Radikalität unter stark eingeschränkten Entfaltungsbedingungen. Es lässt sich aber auch nicht übersehen, dass dadurch thematische Kanalisierungen stattfinden, vor allem aber gibt es eindeutige Grenzen in der Belastbarkeit der Leser durch formale poetologische Verfahrensweisen. Für Erzählungen ohne auffindbare Fabel und Gedichte ohne durchschaubare Gesetzmässigkeit finden die Autoren nur schwer rätoromanische Leser. Selbst bei den wenigen Experimentierfreudigen, die sich der Zugluft zeitgenössischer Lyrik und Prosa der europäischen Hochsprachen aussetzten, lässt sich eine betonte Sorgfältigkeit bemerken, durch neuartige, von aussen nahegelegte experimentelle Formen die rätoromanische Sprache nicht unnatürlichen Belastungsproben zu unterziehen. Schliesslich unterscheidet sich die aktuelle Literatur auf der ideologischen Ebene auch nur graduell von der traditionellen. Hinweise auf die starke Gefährdung von Sprache und Kultur sind wohl subtiler geworden, der etwas pessimistische Trauergrund durchzieht aber die Texte auch der meisten jüngeren Autoren. Bei realistischer Einschätzung der Chancen einer so unter Druck stehenden Kleinsprache wird dies auch wohl als Beweis ihrer Wirklichkeitsnähe dienen können.

2. Grenzen sind einer Literatur nicht nur durch das gesetzt, was den intellektuellen Kräften der Leserschaft zugemutet werden kann, sondern noch viel mehr durch Barrieren, die im Willen und im weltanschaulichen System der Leser aufgebaut sind. Eine grosse Literatur mit sehr differenziertem Leserpotential mag dies als ein Anreiz zur Brechung von Tabus zur schriftstellerischen Strategie machen, eine Kleinsprache mit sehr überschaubaren sozialen Verhältnissen und darum auch viel unmittelbarer sozialer Kontrolle wird hier aber um Rücksichten und Anpassungen nicht herumkommen. Ein grosser Teil der schriftstellerisch Tätigen hat diese Art von internalisierter Selbstzensur oder von Sensibilität für

tabuisierte Zonen der Leserschaft ohne grosse Schwierigkeiten akzeptiert, zumal sehr häufig die Tabuzonen bei Produzenten und Konsumenten kongruent sind. Wer hier jedoch bewusst wider den Stachel löckt, muss sich in die öffentliche Auseinandersetzung auf oft sehr unangenehme Art und Weise begeben. Die Wächter über Brauch und Sitte erweisen sich meist am längeren Hebel als die Schriftsteller, wenn eine Diskussion in den öffentlichen Medien ausgetragen wird. Auch dürfte es für einen «Schlächter von heiligen Kühen» sehr mühsam werden, einen Verleger für seine Werke zu finden. Ob er Mühen und Risiken einer Edition im Selbstverlag auf sich laden will, ist für den Einzelnen oft eine schwer zu entscheidende Frage. Selbstverständlich will das hier Erwähnte nicht besagen, es hätte sich in den letzten Jahrzehnten im ideologischen Gerüst der Leser nichts verändert. Tatsache ist aber, dass eine in materiellen Bereichen sehr permissive Gesellschaft auf der geistigen Ebene lange ihre Rigidität beibehalten kann. Die Minderheitensituation ist nicht immer eine Hilfe zur Erreichung einer Flexibilität, die das richtige Mass zwischen Beharrung und Erneuerung garantiert.

3. Graubündens sozialer Wandel von einer eher geschlossenen bäuerlich-handwerklichen Umwelt zu einer aussenorientierten und sehr stark touristisch geprägten Gesellschaft hat im rätoromanischen Gebiet schwerwiegende sprachliche Veränderungen mit sich gebracht. Die jüngere Generation wächst bereits zweisprachig auf. Die Realität hat sich gewandelt und mit ihr die Sprache. Hunderte von Ausdrücken aus dem sehr differenzierten bäuerlichen Sprachschatz des Rätoromanischen sind aus der Umgangssprache verschwunden und somit aus der aktiven Verwendung und sogar aus der passiven Kenntnis der jüngeren Generation herausgefallen. Für die literarische Tradition bedeutet dieser Wandel eine tiefgehende Krise. Denn bis auf einen winzigen Rest war das literarische rätoromanische Schrifttum Beschreibung, Versinnlichung, Verbildlichung, Verherrlichung und (dies allerdings viel seltener) Kritik eben dieser bäuerlichen kleinbürgerlichen Welt. So abrupt endete das potentielle Material einer traditionellen Literatur wohl selten. Die gegenwärtige literarische Szene bei den Rätoromanen lässt darauf schliessen, dass die Autoren der älteren Generation mühsam versuchen, so viel wie möglich von der alten Welt noch in ihre Texte einzubringen, während die jüngeren noch in Erprobungsspielen mit einer den neuen Realitäten angepassten literarischen Sprache befangen sind. Die Lage scheint im Augenblick eine sprachliche Unbekümmertheit zu empfehlen, die zwar erfrischend und natürlich wirken kann, die aber im literarischen Bereich doch nicht ohne Probleme ist. Der Last einer sprachlichen Tradition entledigt

man sich nicht ohne Folgen. Allein mit einem sprachlichen Notproviand wird man eine Literatur nicht sehr lange am Leben erhalten. Es wird sich in den nächsten Jahren entscheiden, wie eine Literatur, deren Eigenart auch eine oft sehr barocke Sprachfülle für bestimmte Lebensbereiche war, ohne diese abrufbaren Reserven mit einer den aktuellen Sprachkapazitäten entsprechenden sprachlichen Grundlage auskommt.

Die angesprochenen Probleme können anhand einiger Beispiele der jüngsten Zeit verdeutlicht werden. Da ist zunächst einmal der neue Roman des surselvischen Autors Deplazes¹⁰ ein interessantes Dokument für die eben beschriebenen Zusammenhänge. Deplazes ist bekannt als ein scharfer Beobachter und Gestalter dörflicher Verhältnisse. Die Handlung seines Romans spielt in einem abgelegenen Weiler des Bündner Oberlandes. Das Dörfchen ist durch seine Lage jährlich drohenden Naturkatastrophen ausgesetzt. Durch die Errichtung eines grossen Schutzwalles sollen künftig Schneelawinen und Schuttmassen vom Weiler ferngehalten werden. Diese positiven Aussichten auf eine Wandlung sind jedoch von grossen inneren Erschütterungen begleitet, die eine seit Jahrhunderten bestehende soziale Gefügtheit der kleinen Gemeinschaft in Unordnung bringt. Die grossen Baumaschinen, die zur Ausführung der Arbeiten herangeschafft werden, erfahren die Bewohner als die technische Kehrseite ihrer mythischen Vorstellungen von Naturgewalten. Noch mehr allerdings werden latente Konflikte durch fremde Menschen, vor allem Fremdarbeiter, ausgelöst, die neue Sitten und Bedürfnisse in der kleinen Gemeinschaft artikulieren: ein sozialkritischer Roman also über brutal einsetzende Veränderungen, mit welchen eine in der Isolation genormte Menschengruppe nur schlecht zu Rande kommt. Deplazes beschreibt seine Figuren aus einem Blickwinkel, der zwischen sympathisierender Teilnahme und kritischer Distanz sich hin und her bewegt. So entsteht ein von vielen ironischen Reflexionen gebrochenes Bild einer Gesellschaft in ungewisser Lage. Der Grundton ist eindeutig pessimistisch: die neuen Verhältnisse formen den Menschen um wie die Maschinen die Landschaft. Jahrhundertalte Mythen, die ihre Verästelungen oft in alltäglichen Verrichtungen hatten, versickern und geraten in Vergessenheit. Ein Stück Welt verschwindet; die Menschen, die in ihr lebten, passen sich dem an, was sich ihnen von aussen anbietet. Als ginge es darum, wenigstens sprachlich diese Welt noch zu retten, stettet Deplazes seine Figuren mit einer ungewohnten Eloquenz aus. Stellenweise lesen sich die inneren Monologe der Figuren oder ihre Dialoge mit dem Autor wie Proteste einer Sprache gegenüber, die sich im Alltag auf das Minimale eingerichtet hat. Gerade darin liegt aber

auch die besondere Künstlichkeit und Schwäche dieses Romans: eine Menschengruppe, in ihrem sprachlichen Alltag eher wortkarg, wird idiomatisch stark überlastet. Damit konkretisiert dieser Roman sehr deutlich ein gegenwärtiges Grunddilemma der rätoromanischen Literatur: will sie reich in Wort und Bild sein, erweist sie sich dadurch auch gleichzeitig als barock, historisierend, mehr dem Lexikon als der Realität verpflichtet. Verzichtet sie aber auf den reichen traditionellen Bestand, blickt ihr wiederum die Dürftigkeit aus allen Ecken. Für den heutigen Autor, der im Blick auf eine Leserschaft schreibt, ist es ein Weg zwischen Skylla und Charybdis.

Man darf nicht ausser Acht lassen, dass geeignete moderne literarische Texte grosse Mangelware für die rätoromanischen Schulen sind, insbesondere von der Sekundarstufe aufwärts. Die jungen Menschen lassen sich nicht mit altertümlichen Texten, die das Bauernleben verherrlichen und das Lob der eigenen Scholle singen, einfach abfertigen. Andererseits sind sie durch starke Übersättigung mit Angeboten aus der deutschen Sprache oft in ihrer Muttersprache nicht mehr sonderlich kompetent. An Gymnasien geschieht im rätoromanischen Literaturunterricht auch lexikologische und idiomatische Aufbauarbeit, die an das Studium von Fremdsprachen erinnert! Der Schriftsteller Vic Hendry¹¹ hat eine Sammlung sehr kurzer Prosatexte veröffentlicht, die diesem Bedürfnis der höheren Schule entgegen kommt. Allerdings neigt auch er zu sprachlicher Opulenz, die etwas verstaubt wirkt. An seinen Texten wird aber auch deutlich, dass die Grenzen einer bestimmten Welt auch jene einer konkreten Literatur sein können. Die Gefahr der rein sprachlichen Gestaltung im Grunde unauthentischer Erfahrungen lauert dort, wo die Literatur vor allem die Zulänglichkeit einer kleinen Sprache für alle Lebensbereiche belegen soll. Doch ist diese sprachpädagogische Indienstnahme der rätoromanischen Literatur keineswegs eine alleinige Tendenz der Gegenwartsliteratur. Vic Hendry ist in dieser Anpassung an wirklich vorhandene Bedürfnisse geschickt vorgegangen, aber symptomatisch für die speziellen Erwartungen, die einer Minderheitenliteratur gegenüber von der eigenen Gruppe geweckt werden, ist sein Fall schon.

Einen interessanten Weg für die rätoromanische Gegenwartprosa hat neuerdings Oscar Peer eingeschlagen. Seine Erzählungen¹² halten sich sprachlich sehr stark an umgangssprachliche Realitäten und kommen ohne den sonst beinahe obligaten Zierat aus. An ihm lässt sich jedoch eine thematische Seite gegenwärtiger rätoromanischer Selbsteinschätzung verdeutlichen. Seine jüngste Erzählung «Eva» hebt an, als wolle der Autor ein weibliches Wesen schildern, das in recht unorthodoxer Weise Mut zu Lebenslust und Sinnlichkeit an den Tag und in die Nacht legt. Allerdings wird der Leser

bald gewahr, dass diese Eva wenig geeignet ist, eine neue erotische Chiffre unserer Tage zu werden: sie erweist sich nämlich als eine stark nach männlichen Vorurteilen modellierte Figur, zwar nicht eine dem Kopf des Jupiter entstiegene Minerva, aber doch ganz nach männlichen Wünschen gefertigt. Als die massgebende Figur der Erzählung stellt sich sehr bald der Dorfpfarrer heraus, und so wird die Erzählung immer mehr zu einer Schilderung der neuen Versuchungen des «Heiligen Antonius» (so nennen die Dorfbewohner ihren Seelenhirten), Versuchungen, die selbstverständlich die alten und bekannten sind. Peer interessiert sich für die unterdrückte Sinnlichkeit, die sich in Obsessionen, Machtphantasien und Strafritualen einen Weg bahnt. Die von Religion und bürgerlicher Zivilisation gebildete Kruste hat inzwischen Risse, und daraus brechen immer wieder nicht tolerierbare Bedürfnisse hervor. Man braucht allerdings die Erzählung von Peer nicht in individualpsychologischer Perspektive zu lesen, sie ist auch eine Parabel für ein «Volk ohne Königin», wie Eva es dem Imker vorhält, für eine isolierte Gemeinschaft, die unter missverstandener Religiosität die echte Lebenslust und den Lebenswillen verbannt hat. Bei ihr muss der Ausbruch lang supprimierter Kräfte zu Unordnung und Zerstörung führen. In diesem Zusammenhang ist es bemerkenswert, dass auch die etwas früher publizierte Erzählung «Accord» von regressiven Lebensformen im rätoromanischen Dorf berichtet. Für Peer scheint das Lockende und Befreiende sich nur ausserhalb der rätoromanischen Gemeinschaft zu befinden. Innerhalb des eigenen Dorfes scheint das Leben keine Entfaltungsmöglichkeit mehr zu haben. Resignation ist das Einzige, was in diesen Gemeinschaften noch zu wachsen vermag. Anzeichen dafür, dass eines Tages eine wirkliche Eva die abgestorbenen Wünsche zu neuem Leben erwecken könnte, gibt es nicht. Hier reagiert die Literatur mit kräftigen Gegenbildern auf den touristischen Schwung, der viele bisher abgelegene Gemeinschaften jeweils «saisonbedingt» erfasst.

Als etwas weniger realitätsanfällig für den Zustand der rätoromanischen Sprache und Tradition erweist sich die aktuelle rätoromanische Lyrik. Eine stärkere Lösbarkeit von sozialen und gesamtgesellschaftlichen Rücksichten liegt wohl auch in der Gattung begründet. Zudem konnte sich die anspruchsvolle Lyrik immer schon etwas elitärer entfalten, zumal ein grosser Teil der Leserschaft mit der in einer sprachlichen Minderheit sehr breit betriebenen Gebrauchs- und Gelegenheitsreimerei sich vollkommen zu befriedigen wusste. Als wichtigster Vertreter der Gegenwartslirik ist nach wie vor Andri Peer zu nennen. Wie kein zweiter hat er durch ein feines Sensorium für Entwicklungen in der Lyrik anderer romanischer Sprachen (Peer hat auch zahlreiche Gedichte aus fremden

Sprachen ins Ladinische übersetzt) dem ladinischen Wort Freiräume erobert, die den Rahmen traditioneller rätoromanischer Lyrik stark erweitert haben. Seine jüngste Gedichtsammlung¹³ enthält eine ganze Reihe von Beispielen für die grosse Fähigkeit von Peer, sehr unterschiedlichen Erlebnissen eine ganz eigene rhythmische Eindringlichkeit und sprachlichen Zauber zu verleihen. Thematisch weisen vor allem die unter der Bezeichnung «Auf eingewachsenen Wegen» gesammelten Gedichte auf ein bei ihm bisher weniger durchscheinendes Bedürfnis, Abstände und Missverhältnisse zwischen dem eigenen Ich und der Realität namhaft zu machen. Der sonst von Vitalität und sinnlicher Neugierde gejagte Peer gibt hier zu erkennen, dass er auf Widerstände gestossen ist. Allerdings haben diese ihn nicht stumm gemacht, aber wohl etwas weniger bekenntnissüchtig und duldsamer.

Eine formal weniger ausgefeilte, jedoch neue Inhalte integrierende Lyrik schreibt Clo Duri Bezzola. In seiner bisher veröffentlichten Gedichtsammlung¹⁴ sind die phonischen Elemente weit weniger von Wichtigkeit als die gedanklichen Kombinationen, mit denen er einem modernen Denken die Wege bereiten will. Im Gegensatz zu Peer ist er kein Ergründer neuer Sprachlichkeit, vielmehr ein Verfechter eines von alten Zwängen befreites Leben. Die hauseigenen Probleme der Muttersprache sind ihm sekundär; hier bricht eine innerhalb der eigenen Sprachgruppe die Gewichte neu setzende Mentalität durch. Ihr liegen die zubetonierten Städte nicht weniger nahe als die verschandelte Natur im eigenen Sprachgebiet. Falsche Konsumzwänge und die Verhaltensweisen von Kindern, die nach den Wünschen von Erwachsenen dressiert sind, scheinen ihm das gewichtigere Problem als die Formalien kunstgerechter Versmasse. Diese öko-politische Orientierung zeugt zwar von einer Haltung, die über die eigene kleinmassstäbliche Sicht sich hinausentwickelt hat, sie rückt die Gedichte aber dadurch auch wieder in nicht unproblematische Nähe zu Schreibmustern der Grosssprachen und wirft so über kurz oder lang die Frage nach der «Bindung» an die eigene Tradition neu auf.

Abschliessend ist von einem radikalen Versuch zu berichten, die eigene Tradition endgültig zu überwinden, um ihr auf neue Weise anheimzufallen. Es handelt sich um das erste Buch des jungen surselvischen Schriftstellers Felix Giger¹⁵. In Anlehnung an Rimbaud nennt er es: *Ina sesiun egl uffiern*. Im Gegensatz zum grossen französischen Vorbild ist Gigers Prosagedicht aber nicht so sehr Dokument eines unbezwingbaren Triebes, die christlichen Gewänder von sich zu werfen, um als von der Hölle geläuterter Heide durch die Welt zu schreiten, es ist vielmehr ein Totenbuch, schon in der äusseren Aufmachung einem sakralen Gegenstand nicht

unähnlich. Diese Friedhofslirik erlaubt sich eine über das bisher als vertretbar angesehene Mass hinausgehende Hermetik und ist darum gerade von den rätoromanischen Alleslesern mit mehr Kopfschütteln als Verständnis aufgenommen worden. Es wäre sicherlich auch höchst unangemessen, ein solches Buch zum Prüfstein literarischer Aufgeklärtheit in einer kleinen Sprachgruppe zu machen. Wer so schreibt, begibt sich willentlich in die Isolation, mauert sich in die eigene Sprache ein, verweigert mit Absicht den Dialog. Somit signalisiert das Buch von Giger eine wichtige Grenze: jene nämlich, wo jemand sich einer einheimischen Realität, dem Friedhof, so anverwandelt, dass seine Sprache nicht mehr Gespräch, sondern nur noch düstere Beschwörung ist. Zweifelsohne ist auch dies eine durchaus denkmögliche und sprachlich faszinierende Art und Weise, über eine von Toten mehr als von Lebendigen beherrschte Welt Zeugnis abzulegen.

III

Seit einigen Jahren ist eine Tagebucheintragung von Kafka ins Interessenfeld derer gerückt, die sich mit Minderheiten- und Randliteraturen beschäftigen. Ausgelöst wurde diese späte Entdeckung durch das Buch von Gilles Deleuze und Felix Guattari: *Kafka. Pour une littérature mineure*¹⁶. Den beiden Autoren ging es in ihrem reichlich kontrovers aufgenommenen Buch allerdings nicht so sehr um die Besonderheiten der kleinen Literaturen, als um jene revolutionären Möglichkeiten, die sie in einer unter marginalen Bedingungen entwickelten Literatur verborgen wähten. Inzwischen wurden Kafkas konkrete Intuitionen und die daraus abgeleiteten literatursoziologischen Thesen von Deleuze-Guattari zur Kenntnis genommen, in der Regel begnügte man sich dabei jedoch mit der sehr pauschalen Erwähnung von Kafkas Scharfblick, dem sogar die Eigenheiten der kleinen Literaturen nicht verborgen bleiben konnten¹⁷.

Kafka ist im Gespräch mit Jizchak Löwy zur Charakterisierung der kleinen Literaturen gelangt¹⁸. Seine Überlegungen basieren vor allem auf Eigenheiten der jüdischen Literatur in Warschau, wohl auch jener, die damals im engeren Kreis der Prager Juden geschrieben und gelesen wurde. Was er an besonderen Merkmalen der kleinen Literaturen namhaft macht, ist zu einem bestimmten Grad auch für den hier vorliegenden Fall zutreffend. Drei seiner wesentlichen Gesichtspunkte sollen hier angeführt werden:

1. Der Prestigewert der eigenen Literatur, in welcher, wie Kafka sagt, «eine Nation Tagebuch führt», ist in einer Gruppe, die sich gerade als *sprachliche* Minderheit artikuliert, relativ hoch. Die

Selbstachtung der Gruppe ist unmittelbar an das geknüpft, was innerhalb einer Gemeinschaft gleichsam literaturfähig ist. So ist tatsächlich der Abstand zwischen dem öffentlichen Leben und seiner Darstellung im literarischen Schrifttum sehr gering. Die Folge für die Literatur ist, dass sie mehr die Angelegenheit einer breiten Öffentlichkeit als einer spezialisierten Zunft sein kann. Ob das vorhandene Schrifttum Kunst ist, hat weniger Bedeutung als die Tatsache, dass mit ihr «eine Veredelung und Besprechungsmöglichkeit des Gegensatzes zwischen Vätern und Söhnen» gegeben ist. Die Gestaltung unmittelbarer sozialpolitischer Realität in der eigenen Literatur ist auch das, was die Betroffenheit und Zugehörigkeit der Leser zum literarischen Alltag impliziert. Ein jeder sucht und findet sich selbst zu einem guten Stück in den Texten, die ihm zur Verfügung stehen. Trifft das einmal nicht zu, neigt der Leser sehr schnell dazu, das ihm Unvertraute als Importware oder falsche Künstelei zu verdächtigen. In den Texten findet sich aber auch ein gutes Stück öffentlicher Konsens über die in der Gruppe hochgehaltenen Werte («Die Ehrfurcht, über die man sich geeinigt hat») und über das, wozu man sich prohibitiv zu verhalten hat. Der zugelassene Abweichungsgrad wird in der öffentlichen Diskussion, die einer Publikation folgt, sozusagen kollektiv ausgehandelt.

2. Kafka lässt in seinen Überlegungen keinen Zweifel daran, dass diese Nähe von Schreibenden und Lesenden sich auch dem Umstand verdankt, dass in einer kleinen Literatur kaum je eine grosse Begabung durchbricht. Dieser «Mangel bedeutender Talente» korreliert allerdings mit der ebenfalls bemerkenswerten Beobachtung, dass völlig Unfähige auch wiederum durch die kollektiven Erwartungen davon abgehalten werden, sich literarisch zu betätigen. Selbstverständlich gibt es hier Ausnahmen, solche nach oben wie solche nach unten. Als Ganzes trifft die Feststellung Kafkas jedoch recht genau den Zustand des schaffenden Potentials in kleinen Literaturen. Im Einzelfall zu entscheiden, ob diesem auf Mittelmass wirkenden literarischen Sog, den die Gruppe offenbar auf den einzelnen Schreibenden ausübt, durch radikale Subjektivität zu entkommen ist, ist nicht so ohne weiteres möglich. Am Fall vieler rätoromanischer Schriftsteller liesse sich allerdings sowohl die Korruption durch das Kollektiv nachweisen, wie auch umgekehrt bei schwächeren Figuren die Tatsache, dass die der Gruppe eigenen literarischen Normen ein völliges Absinken in private Hilflosigkeiten verhindern können. («Alles geschieht in der ehrlichsten Weise, nur dass innerhalb einer Befangenheit gearbeitet wird.»)

3. Schliesslich sollte noch folgende Beobachtung von Kafka kommentiert werden: «Was innerhalb grosser Literaturen unten sich abspielt und einen nicht unentbehrlichen Keller des Gebäudes bildet, geschieht hier in vollem Licht». Die Bemerkung ist für vielerlei Konkretisationen offen. Ich möchte sie hier nur in einem den Zustand der Texte betreffenden Sinn verwenden. So bedenkenlos und ungeschützt wie in einer kleinen Literatur werden Texte wohl selten an die Öffentlichkeit gelassen. Da ein professionelles Verlagswesen für Belletristik kaum existiert, hat sehr vieles, was publiziert wird, Werkstattcharakter. Man kann gewiss diesen häufig feststellbaren Rohzustand von Texten auch als positive Eigenheit verbuchen. Seine pragmatische Wirkung mag nicht geringer sein als die einer ausgefeilten Endfassung. Wenn solche Texte aber durch Übersetzungen aus einem der Gruppe eigenen Anspruchsklima herausgenommen und gesteigerten Bedürfnissen ausgesetzt werden, erscheint ihr Rohzustand in weit ungünstigerem Licht. Auch daran mag es liegen, dass anderssprachige Leser mit rätoromanischen Texten häufig die Erfahrung machen, dass ihre Vorahnungen weit befriedigender waren als das, was die ihnen zur Verfügung stehenden getreuen Übersetzungen einzulösen vermögen.

Iso Camartin
Heidelberg

ANMERKUNGEN

- ¹ Reto R. Bezzola, *Litteratura dals Rumauntschs e Ladins*, Cuir, Lia Rumantscha, 1979.
- ² *Studis Romontschs 1950-1977*, *Romanica Retica* 1+2, Chur, 1977/78.
- ³ Robert Henry Billigmeier, *A Crisis in Swiss Pluralism*, The Romansh and their relations with the German- and Italian-Swiss in the perspective of a millennium, The Hague, Mouton, 1979.
- ⁴ *Rumantscheia*, Eine romanisch-deutsche Anthologie, Zürich, Artemis, 1979.
- ⁵ Dazu ausführlicher: Iso Camartin, *Rätoromanische Gegenwartsliteratur in Graubünden*, Disentis, Desertina, 1976.
- ⁶ *Litteratura* - Novas litteraras, ediu dalla Uniun da scripturs romontschs, Cuera, 1978 seq.
- ⁷ Beispielsweise wurden in jüngster Zeit für das rätoromanische Laientheater Max Frischs *Andorra* sowie Meinrad Inglins *Der Robbenkönig* ins Surselvische übersetzt und in der Reihe « La scena » ediert.
- ⁸ Jon Semadeni, *Ovras dramaticas*, Samedan, 1980.
- ⁹ Im Jahr 1980 wurde nach Wiederbelebungsversuchen durch das rätoromanische Radio ein einziges neues Hörspiel realisiert: Silvio Camenisch, *Jeu less tschintschar cun tei*.
- ¹⁰ Gion Deplazes, *Marlengia*, Mustér, Desertina, 1980.
- ¹¹ Vic Hendry, *Batterdegls*, Mustér, Desertina, 1980.
- ¹² Oscar Peer, *Accord*, Lavin, Chasa Paterna, 1978; *Eva*, Lavin, Chasa Paterna, 1980.
- ¹³ Andri Peer, *La terra impromissa*, Turitg, Ediziun Adolf Hürlimann, 1979.
- ¹⁴ Clo Duri Bezzola, *Poesias*, Männedorf, Ediziun da l'autur, 1978.
- ¹⁵ Felix Giger, *Ina sesiun egl uffiern*, Cuera, 1978.
- ¹⁶ Paris, Les Editions de Minuit, 1975.
- ¹⁷ Eine interessante Konkretisierung der Kafkaschen Gedanken versucht Rachel Ertel am Beispiel des jüdischen Romans in den Vereinigten Staaten: *Le roman juif-américain, Une écriture minoritaire*, Paris, Payot, 1980.
- ¹⁸ Franz Kafka, *Tagebücher 1910-1923*, Frankfurt, S. Fischer Verlag, 1967, S. 147-150.